

Gabriele Hamburger

# Gülichplatz

Historischer Roman über eine  
**Kölner Rebellion**

EDITION  
LEMPERTZ



*Gestern wird sein, was morgen gewesen ist. Unsere Geschichten von heute müssen sich nicht jetzt zugetragen haben. Diese fing vor mehr als dreihundert Jahren an. Andere Geschichten auch. So lang rührt jede Geschichte her, die in Deutschland handelt.*

**Günter Grass aus „Das Treffen in Telgte“, 1979**



Über Nacht kam der Winter. Schnee deckt die Wiesen, schmiegt sich an ferne Hügel. Die Jahreszeit des In sich Gehens, des Fallenlassens allen Sollens und Müssens beginnt. So feierlich sich die Welt draußen zeigt, wie freundlich das Weiß Stuben und Kämmerlein erhellt, mein Herz ermuntert die Pracht wenig. Vorige Woche war ich auf dem Platz, wo im März noch sein Haus stand – jetzt eine morastige Fläche. Auf rissigem Boden sammelt sich Unrat. Verdammnis ist angeordnet, kein gnädiges Gedenken, das man denen entgegenbringt, die ihre Sünden mit der härtesten Strafe sühnten: dem Tod. Trotzdem will man ihm ein Denkmal errichten. Sie nennen es Schandsäule.

Fedrig senken sich die Flocken auf das Unschuldsweiß des Bodens. Stille, doch keine Ruhe, obgleich mein südlich von Bonn gelegener Rittersitz ein Ort des Wohlbefindens ist: Ein zweistöckiges Herrenhaus, ein Torturm mit unserem Wappen, weitläufige Wirtschaftsgebäude, Felder, zwei Tannen- und Laubwäldlein, mehrere Pachthöfe – das ist Merhoffen, wo Generationen meiner Ahnen lebten. Dennoch, kein Baldrian aus dem Paradiesgärtlein lindert, kein Kraut hilft die wirren Gedanken zu ordnen. Selbst in meinem Kabinett, knispelndes Kaminfeuer im Rücken, friert das Herz. Das Ereignis darf nicht in die Ecke der Geschichten gekehrt werden, die durch tausend Mäuler ausgeschmückt in Sagen enden. Frisch aus der Erinnerung will ich erzählen!

Auf dem Schreibtisch mit dem Kabinettschränklein liegt Papier. Ich spitze einen Gänsekiel an, tauche ihn in Tinte, schreibe: *Hätte ich ländliche Stille dem städtischen Umtrieb vorgezogen, wäre mir ein Abenteuer erspart geblieben, das ein junger Draufgänger genossen hätte, nicht jedoch ich im Alter*

*von 40 Jahren ...* und dann laufen die Gedanken der Hand davon.

Ich sehe Nicolaß Gülich, wie ich ihn kennenlernte: Mitte Dreißig, agil, feingliedrig, ein schmales Gesicht, breiter Mund. Feueraugen. Ja, seine Augen: wach, voller Leben. Sie fixierten den Gesprächspartner meist straff, zuweilen innig zwei Seelen verbindend. Bildhaft griffig sprach er den Menschen aus der Seele. Von der eigenen gab er wenig preis. Eitelkeit war ihm fremd. Nie kräuselte er das schulterlange braune Haar, nie trug er eine Perücke à la mode. Mein damals aus den Fugen geratenes Leben vermengte sich mit dem seinen – erst tröpfchenweise, dann fluteten sie ineinander.

Es begann in Köln, die Stadt, in die es meine Gattin Felicitas zieht und ebenso seit ihrem sechzehnten Geburtstag unsere Tochter Anna Christina, Lieb-belle genannt. Obzwar Merhoffen mein Herzensort ist, war ich oft in Köln bei meinem Schwiegervater Gerwin von Beywegh, einem reichen Kaufmann. Mein Sohn Alexander besuchte viele Jahre das Jesuitengymnasium Tricoronatum, wo mein Bruder Max bis heute Magister ist. Max ist stolz auf die von Bürgern regierte Reichsstadt. Nur diente die Bürgerregierung den Bürgern wenig. Kalthertzig presste sie selbst Armen ihr Kärghliches ab. Viele klagten kaum mehr das liebe Brot im Kasten zu haben. Aber ich greife wild voraus. Vor sieben Jahren begann alles: himmelhochjauchzend!

## Hornung 1679

□  
Verschwenderischer Festglanz hunderter Kerzen und Ampeln im Dom zu Köln – dennoch verlor sich an diesem wolkenschwarzen Februartag der Faltenwurf der Säulen im Finstern des Dachgewölbes. Aus der Düsternis richteten sich unzählige Blicke auf den strahlenden Altar, auf die Goldgewänder des Priesters und der Messdiener. Gesang und Orgelklang lobpreisten dankbar den zwischen Kaiser Leopold und dem französischen König Ludwig XIV. geschlossenen Frieden von Nimwegen. Tief im Inneren widerhallte der Jubel des Glorias. Leise erflehte das Agnus dei göttliches Erbarmen und Frieden: miserere nobis ... dona nobis pacem.

Rechts neben mir sahen weltentrückt meine Eheliebste Felicitas, ihr Vater Gerwin von Beywegh und Tochter Lieb-belle zum Altar. Links standen mein Sohn Alexander, Schwägerin Anna und Schwager Arnold. Neben ihm zeichnete sich im Licht einer Ampel das Profil einer Dame ab: eine Himmelfahrtsnase, hohe Stirn und ein energisches Kinn, und ich weiß, ihre Augen sind lichtgrau. Wie ein Märchen, das sich im Erzählen bunt entfaltet, lebt Vergangenes auf. Mein Herz springt. Ich will sie umarmen wie damals im Sommerwind, als im wuchernden Grün alles in Rosenrot, Weiß und Violett blühte und Goldregen im Himmelblau überfloss – Liebesworte in sonnenpraller Luft. Vor zwanzig Jahren der letzte Kuss. Und jetzt: Sie ist fülliger. Der Hals steht nicht mehr im rechten Winkel zum Kinn. Doch ihre Mädchenhaftigkeit ist ein Meilenstein, den verrücke ich nicht.

Nach der Kommunion ist sie entschlüpft.

Die Menge drängte zum Ausgangsportal. Schwiegervater Beywegh war als Ratsherr im Zug des Stadtrégiments rasch hinausgeschritten. Schwager Arnold schloss sich geschmeidig an. Als ich Felicitas draußen in die Beywegh'sche Karosse half, sagte eine sonore Altherrenstimme: „Die Galgen schweig ich tot! Lautes Verdammn ehrabschneidender Schmiererei ist nur Wasser auf die Mühlen des Pöbels. Nun adieu, werter Freund!“

„Nicht doch, hochgeehrter Herr Bürgermeister, gönnt mir die Freud, Ihm einen beschwerlichen Weg angenehm zu machen“, erwiderte mein Schwiegervater in einem Tonfall, der neben den Worten zusätzlich eine Verbeugung vor Bürgermeister Cronenberg machte. Streng fügte er hinzu: „Die liebe Jugend geht gern zu Fuß. Nicht wahr, mein Sohn?“

„Wie es beliebt“, knurrte Schwager Arnold und stieg aus.

Zwar war er von der Jugend einige Jahre entfernt, im Vergleich zu Cronenberg, der das 65. Lebensjahr überschritten hatte, konnte man ihn freilich jung nennen. Des Bürgermeisters achtungsgebietende Beileibtheit ließ wenig Raum. Neben Felicitas passten nur noch ihre mädchenhafte Schwester Anna sowie die gertenranke Liebbelle hinein. Die Karosse rollte an. Die Laufjungen, die Cronenberg seine vier Bürgermeisterstäbe vorantrugen, für jedes Amtsjahr einen, bahnten den Weg durch die Kirchgänger. Den Hut ziehend traten sie beiseite. Die Arme vor der Brust verschränkt hielt Alexander die Wärme fest und fragte: „Warum will der Bürgermeister Galgen totsichweigen?“

„Schelme malten Galgenmännlein auf Cronenbergs Kaross“, erklärte Arnold. „Um nicht ins Geschwätz zu kommen, schweig er lieber darüber als sich zu



beschweren.“ Er schaute nach oben: „Sputen wir uns, sonst segnet uns der Himmel zusätzlich!“

„Nun dann adieu, ich bete noch einmal im Dom“, sagte ich.

Verdutzt murmelte Arnold ein „Adieu“ und ging. Alexander trottete neben ihm heimwärts.

Wie Schachfiguren stehen die schwatzenden Leute in ihren Umhängen auf dem Domhof. Ein Mädchen im weinroten Mantel macht sich einen Spaß aus der Pfützenlandschaft, tänzelt um Wasserlachen, kommt mir in die Quere und hebt die Hand, als fordere sie mich zu einem Menuett auf – kindlich sind die runden Augen, das wirre Lockenhaar, fraulich ihre Bewegungen, in feenhafter Leichtigkeit mehr Schweben als Gehen. Sie huscht zu einem Paar, wohl Mutter und Sohn. Da sehe ich sie wieder! Marisa! Der Augenblick ist günstig, sie und der Jüngling sind nicht in Eile, aber mein Mund bleibt stumm. Plump in eine Welt einzudringen, zu der ich nicht mehr gehöre, widerstrebt mir.

Als sie in eine Kutsche stiegen, bereute ich, die gottgeschenkte Gelegenheit nicht genutzt zu haben und folgte der Karosse. In der Perlengasse – eng und düster – hielt der Wagen vor dem Gasthof Stern Zu Bethlehem. Die dunkle Wirtsstube war heimelig warm. Der Ofen in der Ecke gab sein Bestes, klammen Gliedern einzuheizen. In seine Nähe setzte sich Marisa mit ihren Kindern. Sie zog die Handschuhe aus – nur die Handschuhe.

Wenig lud dazu ein, es sich häuslich zu machen. Altersbucklig die rußigen Deckenbalken, der Steinboden schwarzfleckig. Gekerbte Tische und blankgesessene Bänke warteten noch auf Gäste. Hinter ihr nahm ich Platz. Gelangweilt lehnte das Mädchen den Kopf an ihren Arm.

Die Tür knarzte. Alexander trat ein. Zögernd kam er zu mir. Er sei dem mürrischen Onkel davon- und mir nachgelaufen, entschuldigte er sich.

Der Hausknecht brachte ein Halbmaß Wein und ich prostete dem Jüngling zu. Wir leerten die Becher ex pleno.

Der junge Herr fixierte Alexander und sagte: „Den roten Schülmantel des Tricoronatum hab ich auch getragen. Die Magister sind da alle so wie sie sich geben, zum Fürchten oder öde. Vor einem aber solltest du dich hüten: Pater Maximilianus! Seine Freundlichkeit täuscht, er straft eisern.“

„Ach, vor Pater Max Sechem fürcht’ ich mich nicht“, antwortete Alexander. „Er ist der Bruder meines Vaters.“

Als der Name Sechem fiel, drehte Marisa sich um und musterte mich – zu lange, um die Grenze der Höflichkeit zu wahren. Ihr Sohn stotterte Entschuldigungen.

Ich unterbrach ihn: „Monsieur, über meine Magister fiel mir früher gleichfalls wenig Löbliches ein, aber heute bin ich ihnen dankbar. Im Vergleich zum Leben ist die Schul ein Hort der Gerechtigkeit.“

„Ein Hort der Gerechtigkeit?“, spottete mein Gegenüber,

„dann nahm das Leben des Herrn einen bösen Verlauf!“

„Nicht durchweg, dennoch homo homini lupus.“

„Ist der Mensch des Menschen Wolf, wie Ihr sagt, dann schießt Eurem Sohn doch gleich eine Kugel vor den Kopf, das ist mitleidiger, als ihn von anderen zerfleischen zu lassen.“

„Sebastian, was für eine böse Red!“ ,maßregelte ihn Marisa und zu mir gewandt bat sie: „Monsieur, bitte verzeiht meinem Sohn. Ihm ist der Wein zu Kopf gestiegen.“

Der junge Mann sprang auf: „Ich bin völlig bei Verstand! Und so zurechtweisen lasse ich mich nimmer!“ Er spuckte neben mir aus und war zur Haustür hinaus.

Erbost über den Rüpel war auch ich auf den Beinen.

Marisa fasste mich am Arm und flehte: „Kein Duell! Bitte!“

„Duell? Nein, Madame! Nach der Feier des großen Friedens sollten wir uns besonders um den kleinen bemühen.“

„Vielleicht setzen sich die Herren zu uns?“ Ihr Blick galt ganz mir. Wir nahmen an ihrem Tisch Platz und zu Alexander gewandt sagte sie: „Mein Sohn ist ein wenig hitzig. Deshalb sollt man seine Red über die Schul nicht auf die Goldwaag legen.“

„Ach, in der Schul gibt’s auch viel Schönes“, versetzte der

Knabe. „Ich darf dort Geige spielen, sogar Orgel.“

„Geige spielt der junge Herr“, sagte sie bewundernd.

„Und Laute und Cembalo!“, ergänzte er.

„Beim Lauten- und Flötenspiel kennt Charlotte auch kein  
End.“

„Wir könnten ein Duo versuchen?“, schlug er vor.

„Nicht so heißblütig drauf los!“, dämpfte ich seinen Eifer, während das Mädchen rief: „Ach bitte, Frau Mama, dürfen wir in der Kammer spielen?“, und die Mama erlaubte es.

Kaum waren wir allein, polterte eine lustige Gesellschaft in die Wirtsstube. Die Gäste waren laut, wir stumm, obwohl wir uns ein Leben zu erzählen hatten. Zuletzt sahen wir uns, als Marisas Vater unsere Hochzeitspläne durchkreuzte. Da für zahlte er einen hohen Preis. Sein Sohn Florentin zwang mich, den

scheinbar treulosen Verlobten seiner Schwester, zu einem Duell. Knapp überlebte er und seither ist sein linker Arm schwach. Florentin und ich söhnten uns aus. Bei seinem älteren Bruder Ernst stieß ich aber nur auf höllischen Hass. Welche Seite Marisa bevorzugte, wusste ich nicht. Behutsam entschuldigte ich mich für Vergangenes.

Flüchtig berührte sie meine Hand. „Saltin!“ Sie nannte meinen Kosenamen. „Lassen wir das Alte!“

„Madame“, – das „Marisa“ war noch zu vertraulich – „es erleichterte mein Herz, wenn ich Absolution dafür erhielte, dass ich damals mein Heiratsversprechen nicht einlösen konnte.“

„Absolution gibt es nur in der Kirche“, wick sie aus.

„Dann Vergebung!“

„Warum? Wir waren zu schwach, uns gegen den Willen der Eltern zu wehren. Mein Schmerz über die verlorene Liebe war damals größer als der Zorn auf meinen Verehrer, der fast meinen Bruder erstach. Florentin beichtete mir später, das Duell erzwungen zu haben. Sein Gegner habe ihm trotzdem beigestanden, wo andere geflohen wären. So kehrte sich meine Enttäuschung nie in Hass. Und jetzt freut mich das Wiedersehen.“

„Mir ist es auch eine Freud, eine große Freud – Marisa!“

Das grobschlächtige Gelächter der Gäste hinter uns blieb am Rande. Die Köpfe nah beieinander redeten wir. Es war, als schilderte ich ein fremdes Leben, denn meine Gedanken sind in Merhoffen beim Schachspiel mit Mademoiselle Marisa, wir schauen uns im Musikzimmer verliebt an, lachen, plaudern, heimliche Küsse. Davon erzählten ihre Augen, während mein Mund von alten Freuden und Plagen sprach und meine Ohren beklagenswerte Allerweltsdinge hörten. Sie war Witwe.

Ihr Ehemann fiel im holländischen Krieg. Welcher Teufel ihn ritt, im gesetzten Alter noch nach Heldenruhm zu streben, ließ sich nur mit der Sorge eines jeden Hausvaters erklären: Geld! Feldzüge versprechen fette Beute, was oft ein Versprechen bleibt. Sein Tod brachte Marisa in größere Not. Drei Pachthöfe blieben ihr, die sie einem altgedienten Verwalter anvertraute. Bei ihrem Bruder Ernst fand sie Unterschlupf, von dem sie zuletzt in Unfrieden schied. Frei heraus klagte sie: „Ernst ist verbittert. Seit einem wilden Streit mit Florentin ist er für ihn ein Toter, um den es sich nicht zu trauern lohnt, wie er sagte. Florentin schrieb mir aus aller Herren Länder Briefe und ich weiß nur, dass er in Köln logiert, aber nicht wo.“

„Auch ich hab ihn seit einiger Zeit aus den Augen verloren, aber ich weiß, wo er wohnt.“

„Wo? Welches Haus?“

„Wenn Sie es wünscht, führe ich meine liebe Freundin morgen gerne dorthin.“

Sie dankte und ihre lichtgrauen Augen umarmten mich.

Florentins Haus mit Stufengiebel und einer Fassade im reinlichen Weiß strahlte gepflegte Bürgerlichkeit aus. Ein auf Säulen ruhendes wappengeschmücktes Eingangsportal hob es von den biederer Nachbargebäuden ab. Eine ältere Magd öffnete. Der Herr sei nicht da, grummelte sie und fügte auf Nachfrage kratzbürstig hinzu: „Auch für die Frau Schwester ist er nicht da.“

„Und wo finde ich ihn?“, drängte Marisa.

„Ich frage Madame!“ Sie schlug uns die Tür vor der Nase zu, obwohl wir erkennbar nicht der Bettlerzunft angehörten.

„Wer ist diese Madame?“, raunte Marisa mir zu.

Ich wusste es nicht.

Wenig später führte uns die Magd in die Stube. Sie war ohne Prunk eingerichtet, sah man von einem stattlichen Orientteppich ab. Erst auf den zweiten Blick zeigte sich Reichtum. Die auf einem Stuhl liegende Laute war ein edles Instrument. In schlichten Bilderrahmen versteckten sich kunstvolle Stillleben. Sie präsentierten feinsinnig arrangierte Goldpokale, hauchzarte Flötengläser, Granatäpfel, Lobelien und Rosen auf Silbertellern. Eine blonde Dame legte den Stickrahmen beiseite und lud uns anmutig ein, am Tisch Platz zu nehmen.

„Madame, wir danken für den Empfang“, begann ich. „Frau von Bösinghausen ist die Schwester des Herrn von Kolff, ich bin ein Freund von ihm. Wir suchen ihn.“

„Mein Gemahl ist auf Reisen, ich bedauere.“

„Gemahl?“, fragte Marisa. „Davon wusste ich nichts. Ich bin Marie Elisabeth, seine einzige Schwester.“

„Ich bin Amalia Elisa! Zu unserer Hochzeit vor zwei Monaten lud er seine Schwester ein, aber sie kam nicht!“, sagte sie hölzern und hölzern blieb die Schöne, obwohl Marisa herzlich bedauerte, dass die Einladung sie nicht erreicht habe.

Um ihr Vertrauen zu gewinnen schwatzten wir von Jugenderlebnissen mit Florentin. Auf Marisas Frage, wo sich ihr Bruder aufhalte, verzog sie den Kussmund zu einem kühlen Lächeln und erwiderte, ihn im Juni zurückzuerwarten. Mir schien, als genieße sie ihre Macht wie böse Buben Käfer quälen und ich beschloss, den Spieß umzudrehen. Ernst sagte ich: „Madame, ich habe eine eilige Botschaft für den Herrn Gemahl.“

„Ich lass sie ihm zukommen“, erwiderte sie reserviert.

„Nein, keine Briefe, das muss ich ihm sagen.“

„Warum das, Monsieur?“

„Nun, Köln ist keine so harmlose Stadt, wie es den Anschein hat. Er ist in Gefahr.“ Diese aus der Luft gegriffene Behauptung zeigte erstaunliche Wirkung.

„Also doch die Kölner! Was ist’s?“, fragte sie betroffen.

Bedauere! Geheimnisse vertraue ich nur dem an, dem sie auch nützen. Ich danke und empfehle mich.“ Ich stand auf.

„Oh, bitte bleibt!“, rief sie. „Er ist gestern zum Fürstbischof nach Osnabrück gereist.“

„Dacht’ ich mir’s doch! Madame, seid unbesorgt! Wir sind schon tückischeren Fallstricken entgangen“, doch noch viele begütigende Worte waren nötig, bevor wir uns verabschiedeten.

Draußen drängte Marisa mich, ihr zu sagen, warum ihr Bruder in Todesgefahr schwebe.

„Alles nur Komödie!“, besänftigte ich sie, als wir uns in der Karosse gegenüber saßen. „Ich wollte herausfinden, wohin Florentin gereist ist. Ich tat’s für meine werthe Freundin.“

Irritiert krauste sie die Stirn und sagte nach einer Weile nachdenklich: „Ich fahre nach Osnabrück.“

„Besser ist’s, Florentins Rückkehr im Juni abzuwarten. Die Strauchdiebszunft blüht wegen der abgedankten Soldaten.“

„Ach, gar so arg ist’s nicht. Ich schließe mich Kaufleuten an, das ist zwar langsam, aber sicher.“

„Warum die Eil?“, erkundigte ich mich.

„Ich will Florentin bitten, meinem Sohn Sebastian ein Amt bei Hof zu verschaffen, da bietet der Fürstbischof von Osnabrück gute Möglichkeiten.“

Vor dem Stern Zu Bethlehem sagten wir uns Lebewohl,  
ohne eine Andeutung, uns wiederzusehen. ...

Ende des Romantextes der Vorschau





Urheberrechtlich geschützt

## Auf Nikolaus Gülichs Spuren durch Köln

Zwischen Heu- und Alter Markt (Gaffelhäuser Himmelreich und der Schmiede) führt die Straße Obenmarspfort zum Stadtkern. Die erste Querstraße rechts, die Judengasse, geht zum Ratsplatz mit den drei beim Umsturz versperrten Zugängen. Die nächste Querstraße links mit Sankt Alban (R) führt zum Quartermarkt (Verkauf von Wolfskehls Inventar). Die rechtwinklig ausgesparte Fläche ist der Gülichplatz (Jülichs pl.), wo das Verhannenhäus stand.

Vom Heumarkt aus (Hinrichtungsstätte Hesselmanns) führen zwei Gassen zum Friedhof Klein Sankt Martin (Aufbahrungsort Hesselmanns). Groß Sankt Martin (N) liegt zwischen Rhein und Alter Markt. Zwischen dem Cölnhof (Kurfürstenpalais) und dem Dom mit dem Margaretenkloster, wo das kurfürstliche Gericht durch Terror zum Todesurteil gegen Hesselmann gezwungen wurde, verläuft die Trankgasse mit dem Trankgassenturm (76). Das neben dem Cölnhof gelegene Jesuitenkolleg mit der Kirche Mariae Himmelfahrt (U) liegt an der Marcellenstraße, die in ihrer Verlängerung zum Eigelstein führt, wo das zur Plünderung freigegebene Haus Judenduncks stand, möglicherweise auch das des ermordeten Bierbrauers Schleumer. Am Eigelsteintor setzten die Kölner zugunsten Gülichs dem Murckensumsturz ein Ende. Auf dem Neumarkt war Gülich drei Monate im Alexanerkloster in Haft.



**Gabriele Hamburger**, im Dezember 1953 in Karlsruhe geboren, ist verheiratet und lebt in Königswinter. Die promovierte Juristin recherchierte 20 Jahre lang über das Leben im Rheinland im 17. Jahrhundert. Das Ergebnis ihrer Forschungen hat sie mit dem Protagonisten Christoph Sechem von Merhoffen in einer Trilogie festgehalten. „Gülichplatz“ ist nach „Exitus“ (2013) und „Vanitas“ (2011) der letzte Teil, wobei alle drei Romane auch ohne Kenntnis der Vorgänger mühelos gelesen werden können. Zuletzt erschien 2015 ihr Kurzgeschichtenband „Herzlichen Glückwunsch“ mit Leuten von heute.